universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sichelmondleben

Thüminger, Rosmarie

Wien, 2004

8 Ein Eurocity donnerte vorbei

urn:nbn:at:at-ubi:2-7606

Ein Eurocity donnerte vorbei.

Ein Eurocity donnerte vorbei. Wien – Zürich. Der hielt nicht in einem so unbedeutenden Bahnhof wie Innerau. Dann trat der Lautsprecher in Aktion, und der Lokalzug Innsbruck – Telfs wurde ausgerufen. Verena trat aufgeregt von einem Fuß auf den anderen. Vier Monate hatte sie Sabine nicht mehr gesehen. In vier Monaten kann sich ein Mensch sehr verändern. Besonders, wenn er so viel erlebt hatte wie Sabine. Die Flucht von zu Hause nach Paris, Saisonarbeit in Meribel, einem Kurort in den französischen Alpen, Heimreise quer durch Frankreich mit diversen Zwischenstationen.

Aber auch ich habe einiges erlebt, dachte Verena. Auch wir sind von zu Hause weg, wenn auch nicht heimlich, sondern in aller Offenheit und unter Protest des Vaters. Habe ich mich verändert? Und Dietmar? Seine Albträume jedenfalls waren seltener geworden, das Weinen mitten in der Nacht, sein Schluchzen. Ebenso das Bettnässen. Mama hat ihre Gewohnheiten verändert. Zu Hause in der Edergasse hatte sie die Abende meist vor dem Fernseher verbracht. Mit Paps zusammen, oder, wenn der unterwegs war, allein. Auch die ersten Wochen hier im Dorf war Ger-

linde am Abend entweder gleich ins Bett gegangen, oder sie hatte es sich in der Küche bequem gemacht, die Füße auf einen Stuhl gelegt und Modezeitschriften durchgeblättert. Sie brachte sie abends leihweise aus dem Geschäft herauf und nahm sie morgens wieder mit.
Seit drei Tagen war es mit diesem Vergnügen vorbei. Nachdem Gerlinde das Licht im Kinderzimmer gelöscht und Dietmar das letzte Gute-Nacht-Bussi bekommen hatte, holte sie die Lehrbücher heraus und ließ sich damit an ihrem provisorischen Schreibtisch im Wohnschlafzimmer nieder. Verena las, Gerlinde lernte. Wollte Verena Radio hören oder ebenfalls lernen, zog sie sich in die Küche zurück, ging dort mit Hilfe von Kopfhörern ihrem Vergnügen nach oder ackerte ihr Pensum durch.
Der Zug fuhr ein und blieb mit mächtigem Gekreische stehen. Viele Leute, meist Pendler, die von der Arbeit kamen, füllten den Bahnsteig. Verena lief die Waggons entlang, um zu schauen, wo Sabine blieb.
»Hallo, Schwesterchen«, sagte da eine Stimme, und zwei weiche, kräftige Arme legten sich um ihre Schultern.
»Du bist ja größer geworden«, war das Erste, was Verena sagen konnte.
»Das kommt dir nur so vor!«, erwiderte Sabine. »Aber du, du bist tatsächlich gewachsen!« Sie hielt sie ein wenig von sich ab. »Und braun bist du! Deine Sommerfarbe stammt aus Lignano, oder? Du warst jedes Jahr noch schön braun, als wir anderen schon lange kreidebleich durch den Herbst schlichen.«
Sabine trug noch immer dieselbe Frisur, blonde, schulter-

lange Locken, um die Verena sie immer ein bisschen beneidet hatte, und dieselbe, mit einer schmalen Fassung versehene Brille. Ihre Jacke war neu und schick, von dunkler Farbe, echt französisch.
Sie hoben die Reisetasche und einen länglichen und ziemlich schweren Karton auf und schleppten beides dem Ausgang zu.
»Du bist ja toll beladen. Was ist denn da drinnen?«, fragte Verena. Sabine lachte nur. »Ein Geheimnis. Wird später gelüftet.«
Verena hatte glücklicherweise ihr Fahrrad mitgebracht. Sie hievten das Paket auf den Träger und zurrten es fest. Die Reisetasche hängten sie über die Fahrradgabel, und so zogen sie los. Sabine schaute sich um. »Sind ja lauter neue Häuser hier, lauter Einfamilienhäuser, eine richtige Siedlung«, meinte sie. »Gefällt es dir in Innerau?«
Die Sonne war hinter dicken grauen Wolken verschwunden. Ein kalter Wind blies durch die Straßen, zauste an den Hecken der kleinen Vorgärtchen und entblätterte die letzten Rosen. Verena zog sich die Mütze tiefer ins Gesicht.
»Na ja, das hier ist die neue Siedlung. Das alte Dorf ist schöner, aber Mama war froh, die Wohnung über dem Supermarkt bekommen zu haben. Total billig, weil es eine Dienstwohnung ist. Ein bisschen eng, aber wir haben alle Platz, du wirst schon sehen.«
Ein paar Schritte trotteten sie schweigend neben einander her. Waren sie sich fremd geworden? Dabei hatte Verena oft davon geträumt, wie schön es wäre, mit Sabine alles bereden zu können. Vor allem die Sache mit Robert. Den Mit-

schülerinnen konnte sie sich nicht anvertrauen, die waren samt und sonders erfolgreich in Sachen Liebe. Die würden nur mitleidig lächeln über das Aschenbrödel Verena. Sabine würde vielleicht auch nicht erklären können, warum Robert nie geschrieben hatte, obwohl sie sich in Lignano so gut zu verstehen schienen, aber es wäre schon tröstlich, einfach über ihn reden zu können.
Dieser Abend auf der Dachterrasse des Hotels und dann der nächtliche Trip, immer am Meer entlang. Sie hatten geschmust und sich geküsst und wenn sie daran dachte, wurde ihr immer noch ganz zappelig und heiß. Sie hatten ihre Adressen getauscht, aber sie hatte seine in dem ganzen Durcheinander des Kofferpackens und der Heimreise verloren. Er hatte gesagt, dass er nie mehr nach Lignano kommen werde. Ab nächsten Sommer wolle er andere Ziele ansteuern. Ferne Länder, exotische Strände, nicht so etwas beinahe Gewöhnliches wie das Adriatische Meer. Aber sie würde vielleicht auch nicht nach Lignano kommen, fiel ihr plötzlich ein. Nur aus anderen Gründen. Wenn Mama von Paps getrennt blieb, könnten sie sich wahrscheinlich keinen Urlaub mehr leisten. Der Lohn von Mama und das Geld von Papa reichten zusammen gerade für das Notwendigste, das man zum Leben brauchte. Reisen waren da keine drinnen. Außer, Mama bekam die Stelle als Filialleiterin ...
Sabine riss sie aus ihren Träumen. »Reny, sag, ist Mama noch böse, weil ich abgehauen bin, ohne ihr etwas zu sagen?«
Böse? Greifbar standen die Ereignisse nach Sabines Ver-

schwinden vor ihr. Der Abend, an dem sie Sabines Brief mit der Botschaft, sie sei abgehauen, unter dem Kopfkissen gefunden hatte. Ihre Enttäuschung, dass Sabine sie in Stich ließ, das Gefühl der Verlassenheit. Dietmars dünne Stimme: »Was ist, wenn Sabine überhaupt nicht mehr heimkommt?« Die Angst der Eltern, denen sie auf Sabines briefliche Bitte hin die zwei ersten Tage nichts erzählen durfte. Das von ihr fingierte Telefongespräch, um Mama zu beruhigen: »Sabine hat angerufen, sie ist in Frankreich, es geht ihr gut, sie ist einfach fortgegangen, weil sie allein sein will. Einen Sommer lang allein sein.« Mamas Verzweiflung, dass sie dieses Telefongespräch versäumt hatte: »Warum habe ich gerade jetzt staubsaugen müssen? Immer laufe ich zum Telefon, ausgerechnet diesmal habe ich es überhört«. Und: »Ich hätte so gerne ihre Stimme gehört.«
»Es war ein Schock. Für uns alle. Auch für Paps.«
»War nicht fair, heimlich abzuhauen. Ich weiß. Aber es hat mir einfach gereicht. Mama mit ihrer ewigen Hoffnung, dass Vater sich ändert, und dann kommt er wieder betrunken heim und schlägt sie. Und sie verzeiht und verzeiht und hofft und hofft, aber alles wird nur noch schlimmer und schlimmer.«
»Dietmar und ich, wir haben da weiterleben müssen!«, sagte Verena. »Ohne dich. So weit hast du nicht gedacht, wie?«
»Aber du kannst doch mir nicht die Schuld geben an dem, was zwischen den Eltern läuft. Weiter in der Familie zu leben – ich wäre kaputt gegangen. Ich habe gespürt, dass ich diese Chance nützen muss. Die Matura absolviert, der Sommer da, ich musste weg.«

Sabine verstummte. Auch Verena schob schweigend ihr Rad. Schließlich versuchte Sabine eine weitere Erklärung. »Natürlich hatte ich ein schlechtes Gewissen. Dir gegenüber. Und Dietmar hat mir auch Leid getan. Ist ja klar. Aber manchmal muss man etwas tun, auch wenn es den anderen weh tut. Nun bin ich ja wieder da.«

Stimmt, Sabine war wieder da. Und statt dass Verena sich freute, machte sie ihr Vorwürfe. Immer wieder passierte ihr das: Sie sagte Dinge, die sie gar nicht sagen wollte, die sie so nicht einmal gedacht hatte. Sie schaute auf die junge Frau an ihrer Seite, die große Schwester. Sie hatte sie oft bewundert, weil sie mutig war und hübsch, hatte sie beneidet, war eifersüchtig gewesen, und manchmal hatte sie Sabine auch gehasst. Sabine war stark. Sie überlegte und fasste einen Entschluss und handelte danach. Aber ich, dachte Verena, indem sie versuchte, das Fahrrad in Balance zu halten, ich zögere oft und zaudere und kann mich zu nichts durchringen. Wie Mama.

»Eigentlich bin ich wahnsinnig froh, dass ich wieder bei euch bin«, sagte Sabine. »Und vor allen Dingen bin ich froh, dass ich, wenn ich euch sehen will, Papa nicht zu sehen brauche. In der alten Wohnung hätte ich euch sicher nicht besucht.«

Da leuchtete ihnen schon das Logo des Supermarktes entgegen. Die Neonröhren, aus denen die riesigen roten Buchstaben zusammengesetzt waren, brannten Tag und Nacht. »Praktisch! So findet man immer heim«, lobte Sabine, und als Verena die Wohnungstür aufsperrte, rief sie: »Wumm! Großartig! Eine tolle Wohnung!« Selbst Verena spürte,

dass ihre Schwester maßlos übertrieb. Sie wollte wohl freundlich sein.
Gerlinde riss die Küchentür auf und nahm ihre Tochter in die Arme. »Du bist dünner geworden«, stellte sie fest. »Aber nun bist du ja daheim, und ich kann dich aufpäppeln.«
Sabine lächelte verlegen. »Ich habe nur meinen Babyspeck verloren. Das passt schon so.«
Dietmar stand daneben und schaute seine Schwester mit großen Augen an. »Hallo, Brüderchen. Also, du bist wirklich ein Stück gewachsen! Wie schön, dich wiederzusehen!« Sie hob ihn auf, kräftig war sie immer schon gewesen, und stemmte ihn über ihren Kopf. Er zappelte, lachte, zauste ihr die Haare.
Gerlinde hatte Rindsrouladen gekocht mit Bandnudeln und Salat, ein Essen, das Sabine liebte. Sogar eine Flasche Rotwein – französischen – hatte sie entkorkt, und alle stießen miteinander an. Selbst Dietmar bekam zum ersten Mal in seinem Leben ein kleines Gläschen, verdünnt mit viel Wasser und stark gesüßt.
Sabine sparte nicht mit Komplimenten. Sie rühmte die Speisen, den Wein, Mamas Frisur, die Lage des Dorfes, so nahe bei der Stadt, dass Verena die alte Schule besuchen konnte, die Hainbuche im Nachbargarten und Dietmars Aussehen. Dann packte sie ihre Geschenke aus. Gerlinde bekam eine Seidenbluse, französische Marke, Verena einen schicken Pulli, ebenfalls französisches Fabrikat, und Dietmar ein Snowboard, violett und schwarz, mit einem riesigen gelben Kometen an der Oberseite: Der Inhalt des Kartons, über den sich Verena am Bahnhof den Kopf zer-

brochen hatte. Dietmar geriet fast außer sich. »Ein Snowboard! Das wünsche ich mir schon sooo lange! Das ist ja schöner als Weihnachten!«
Gerlinde schüttelte den Kopf. »Aber Sabine, da hast du ja das gesamte Geld, das du im Sommer verdient hast, wieder ausgegeben!«
»In Frankreich verdient man besser als in Tirol.«
Nicht einmal das Meerschwein hatte Sabine vergessen. Es bekam eine dicke gelbe Karotte. Später wurde die Heimgekehrte durch die Wohnung geführt. Sabine übersah geflissentlich die weniger schönen Seiten der Wohnung: fleckiges Linoleum in Küche und Flur, Verkehrslärm, der durch die geschlossenen Fenster zu hören war, abgestoßene Fliesen und den fleckigen, halbblinden Spiegel über dem Waschbecken im Badezimmer. Bewunderte dafür alles Übrige: das Wohnzimmer, in dem Mamas Bett tagsüber als Diwan getarnt stand, mitsamt dem Brett, gelagert auf vier stabile Obstkisten, das ihr als Schreibtisch diente. Das Blumenkistchen vor dem Küchenfenster, nun im Herbst mit Latschen angefüllt, die einen Hauch von grünem Garten zauberten, das Zimmer, in dem Verena und Dietmar schliefen, und das Schreibpult an der Fensterseite. Als ihr Blick auf den Pierrot fiel, den Verena seit Sabines Abreise zu sich genommen hatte und als ihren betrachtete, erklärte Verena hastig: »Ich hab ihn aus der alten Wohnung mitgenommen. Aber er gehört natürlich nach wie vor dir.«
Sabine nahm ihn vom Bett und fuhr ihm mit dem Zeigefinger übers Gesicht. »Nein, nein, behalte ihn nur. In meinem Zimmerchen habe ich sowieso keinen Platz.«

»Zimmerchen?«, fragte Gerlinde. »Welches Zimmerchen?«
»Ich habe unglaubliches Glück. Natalia, du kennst sie, sie war ab und zu bei uns, ist im Sommer in die Wohnung ihrer verstorbenen Uroma gezogen. Sie stellt mir ein Zimmer zur Verfügung. Winzig, aber es genügt. Ich brauche gar nichts zu zahlen, weil ich ihr bei der Betreuung ihres Babys helfe.«
Verena war enttäuscht. Warum hatte Sabine nicht erst mit der Familie gesprochen? Auch Gerlindes Stimme klang verstimmt, als sie sagte: »Wir hätten doch Platz gehabt für dich. Es ist eng, aber wir hätten es einrichten können. Ich habe mich erkundigt, bei einer Kollegin, die sich in diesen Dingen auskennt. Eine Gipswand, zum Beispiel, ist leicht zu montieren ...«
»Bei uns bräuchtest du nichts zahlen und auf kein Baby aufpassen«, rief Dietmar. »Da hättest du es schöner. Babys können ganz schön nervig sein.«
Sabine lachte. »Nervig werden die Babys erst später, wenn sie gar keine Babys mehr sind. So mit ein, zwei Jahren, wenn sie krabbeln und kraxeln und einen den ganzen Tag auf Trab halten. Dieses Baby ist erst vier Wochen alt und dazu noch ein Mädchen.«
»Also, wenn du mich fragst, ich habe nie verstehen können, warum die Leute auf die Idee kommen, dass Mädchen braver wären als Buben«, sagte Gerlinde. »Sie klettern zu hoch, laufen zu schnell, reden mit ihren hohen Stimmchen den ganzen lieben Tag und fragen, fragen, fragen ...«
»Falls das Zusammenleben mit Natalia nicht klappt, kann ich immer noch auf euer Angebot zurückkommen«,

unterbrach Sabine ihre Mutter. »Bis dahin besuchen wir uns gegenseitig. Großvater habe ich auch schon besucht. Gestern Nachmittag. Wir sind am Inn entlangspaziert. Schöne Grüße soll ich ausrichten.«
Es gab viel zu erzählen, von Paris, der Saisonarbeit in den französischen Alpen, den neuen Freundschaften. Sabine zeigte sich hingerissen von Gerlindes Plan, eine Ausbildung zu machen und sich für die Stelle der Filialleiterin zu bewerben. Bis zum Abend war das Gefühl der Fremdheit, das Verena am Bahnsteig beunruhigt hatte, ganz und gar verflogen.
Doch als sie die Schwester zum Bahnhof begleitete, konnte Verena nicht an sich halten. »Warum ziehst du nicht zu uns? Wir hatten uns schon gefreut ...«
»Weißt du, ich glaube, dass es so besser ist. Mama und ich – also, ich glaube nicht, dass wir es auf Dauer mitsammen aushalten würden.«
Es war dunkel geworden. Ein kühler, später Oktoberabend. Die Straßenlaternen schaukelten im Wind und hinter den zugezogenen Vorhängen der Häuser schimmerte Licht. Die grau-schwarze Tigerkatze der Nachbarin hatte ihren bevorzugten Platz eingenommen. Sie saß auf dem Pfosten des hinteren Gartenzauns, und ihre Augen leuchteten durch die Nacht.
»Was hast du denn noch immer gegen Mama?«, fragte Verena. »Jetzt hat sie doch bewiesen, dass sie nicht immer nur kuscht. Sie hat Paps verlassen.«
»Lange genug hat sie gebraucht. Sie hätte schon viel früher gehen sollen. Und außerdem – sie sind noch nicht einmal

geschieden. Wer weiß, ob sie nicht wieder zusammenziehen.« Sie verstummte einen Augenblick. »Über Paps haben wir überhaupt nicht gesprochen heute Nachmittag«, stellte sie überrascht fest.
»Paps möchte, dass wir zurückkommen. Er meint, das wäre für alle bequemer. Und wir hätten mehr Geld. Jeden Donnerstag trägt er mir auf, Mama zu grüßen. Und immer schickt er etwas mit, eine Bonbonniere, einen Frauenkrimi, ein paar Blumen.«
»Na, siehst du. Die alte Masche! Womöglich bringt er es zustande, sie lässt Job Job sein, lässt sogar die geplante Ausbildung fahren und kriecht wieder ins warme Nest zurück.«
»Du warst immer schon nachtragend«, stellte Verena fest.
»Ach wo. Ich trage Mama nichts nach. Gar nichts. Ich kann mir schon vorstellen, wie schwierig diese Entscheidung für sie war«, sagte Sabine.
»Ist noch immer schwer«, sagte Verena. »Heute war Mama gut aufgelegt. Aber sonst ist sie oft gestresst und nervös und ungerecht.«
»Eben. So ist es gescheiter. Ihr und ich, wir können uns gegenseitig besuchen. Wir können gemeinsam Verschiedenes unternehmen, schwimmen gehen oder Eis laufen im Winter oder Rodeln.«
Ihr und ich, schoss es Verena durch den Kopf. Natürlich, Sabine zählt sich nicht mehr *wirklich* zu uns. Zu unserer Familie. Einen Augenblick presste sie die Lippen zusammen. Dann war es vorbei. Wenigstens war Sabine zurückgekommen. Laut sagte sie: »Au ja, das wird fein. Wir ma-

chen einen richtigen Rodelausflug. Alle zusammen. Mama, du, Dietmar und ich.«
»Na ja, das wird noch dauern, bis es schneit«, sagte Sabine und sprang in den Zug. »Servus. Bis übermorgen. In Innsbruck!«